

# Paronymie und Analogie bei Aristoteles

Von JOHANNES HIRSCHBERGER

Einer der Hauptsätze der mittelalterlichen Analogielehre lautete: Die Analogie ist ein Mittleres zwischen Äquivokation und Univokation. Typisch dafür z. B. Thomas von Aquin in *De Ver.* II, 11 corp.: Wir sagen unsere Begriffe von Gott weder rein univoce noch rein aequivoce aus, sondern secundum analogiam. Wieso da ein Mittleres vorliegt, sagt Thomas in seinem *Metaphysik-Kommentar*: Die analoge Prädikation erfaßt in verschiedenen Dingen teils Identisches, teils Nichtidentisches (*nomen de diversis praedicatur secundum rationem partim eandem, partim diversam*). Gesund heißen wir sowohl das, was die Gesundheit anzeigt, wie auch das, was sie hervorbringt. Das *esse significativum* sei ein anderes als das *esse effectivum*, aber in beiden stecke ein Gemeinsames, Identisches, die *sanitas*, und darauf würden die an sich verschiedenen Bedeutungen von gesund bezogen: *et propter hoc huiusmodi dicuntur analogia, quia proportionantur ad unum* (*In Arist. Met. XI, lect. 3; 2197 Cathala*). Darum also sei die Analogie unter unseren Begriffswörtern ein *terminus medius* (*S. theol. I, 13, 5*), ganz allgemein sei sie das, speziell aber hinsichtlich des Verhältnisses von Gott und Kreatur, wo eine analoge Begriffsanwendung darum sowohl Gemeinsames wie auch Verschiedenes zugleich prädiere und nicht bloß Identisches oder bloß Nichtidentisches meine, sondern eine Synthesis von Identität und Nichtidentität bedeute, in ein und demselben Begriffswort.

Da das Mittelalter sich in seiner Analogielehre ständig auf Aristoteles beruft, denkt man bei der Behauptung eines Mittleren zwischen Äquivokation und Univokation natürlich an den *locus classicus*, an dem die beiden Begriffe erklärt werden, an den Anfang der Kategorienschrift, die man ja Aristoteles zuzuteilen pflegt. Aber das Buch tut uns nicht den Gefallen, nach der Homonymie (Äquivokation) und der Synonymie (Univokation) die Analogie wenigstens zu erwähnen, sondern bringt den Begriff der Paronymie.

Der Optimist, der seine sogenannte thomistisch-aristotelische Philosophie bei Aristoteles daheim glaubt, kommt aber nicht in Verlegenheit. Er beruft sich eben dann auf die bekannte Lehre des Aristoteles von den verschiedenen Bedeutungen des Seienden, die alle auf einen Ursinn von Sein bezogen sind, den Begriff der Substanz. Das Beispiel, das Aristoteles dafür bringt (*Met. Γ, 2; K 3*), ist das von gesund und Gesundheit, eben dasjenige, das das Mittelalter auch immer für Analogie zu bringen pflegt. Allein Aristoteles tut uns wieder nicht den Gefallen, diese Sache Analogie zu heißen. Er nennt das vielmehr die *Pros-hen-* oder *Aph-henos-*Aussage, was man mit „bezogene Vieldeutigkeit“ wiedergegeben hat, und was hier einfach denominative Prädikation genannt werden soll. Boethius übersetzt *paronyma* mit *denominativa* (*In Arist. categ. I; Migne lat. 64, 167 ss.*). Da sich uns zeigen wird, daß in der

Paronymie die Pros-hen-Aussage steckt, benützen wir diesen Terminus auch für sie selbst.

Die Beobachtung, daß bei Aristoteles nicht auch Analogie heißt, was später so genannt wurde, – wenn ich recht sehe, hat in neuerer Zeit zunächst *M u s - k e n s*<sup>1</sup> darauf hingewiesen, dann *O w e n s*<sup>2</sup> und *L y t t k e n s*<sup>3</sup> – könnte zu der Ansicht führen, daß bei Aristoteles überhaupt keine Seinsanalogie vorliege, zumal er bekanntlich die Analogie für die Ethik und das Gute reklamiert, für das Sein aber auf seiner Pros-hen-Aussage besteht.

Man sollte sich da freilich vor allzu großer Eile hüten; denn in der Philosophie hängen die Dinge zwar auch an den Termini, aber es ist nicht immer so; und wenn der Terminus fehlt, kann die Sache trotzdem da sein, dann eben unter einem anderen Namen. Wir wollen Aristoteles daraufhin untersuchen, und zwar im Anschluß an einen Begriff, der in dem so verdienstvollen Werk von *H. L y t t k e n s* über die Analogie bei Thomas und ihren ideengeschichtlichen Hintergrund nicht eigens vorgenommen wurde, den Paronymie-Begriff.

### Paronymie

Über die Paronymie ist nun bei *A r i s t o t e l e s* leider nicht viel auszumachen. Kateg. 1; 1a 12–15 steht nur: „Paronyma heißt man alles, was nach dem Namen eines anderen benannt wird, aber davon sich in der ptosis unterscheidet“. *R o l f e s* übersetzt ptosis mit „abweichende Beugungsform“; *E d - g h i l l* (bei *Ross-Smith*) mit „etwas, was in der Endung differiert“; *G o h l k e* mit „sich in den Endungen unterscheiden“. Der Begriff kommt nebenbei noch Kat. 7; 6 b 13 vor und dann mehrfach Kat. 8; 10a 27–b 11. Letztere Stelle ist etwas ergiebiger für den Paronymie-Begriff. Es ist dort von der Kategorie der Qualität die Rede und Aristoteles sagt dann, daß das Qualitative (τὰ ποιὰ) nach den Qualitäten (ποιότητες) paronym (κατὰ ταύτας) oder sonst irgendwie „von ihnen her“ (ἀπ’ αὐτῶν) benannt werde. Und dann heißt es wörtlich: „In den meisten, ja in fast allen Fällen wird Qualitatives paronymisch ausgesagt, der Weiße zum Beispiel wird von der Weiße, der Grammatiker von der Grammatik, der Gerechte von der Gerechtigkeit her so benannt (ἀπὸ τῆς λευκότητος ὁ λευκὸς καὶ ἀπὸ τῆς γραμματικῆς ὁ γραμματικὸς καὶ ἀπὸ τῆς δικαιοσύνης ὁ δίκαιος). Manchmal könne man eine solche Paronymie freilich nicht bilden, wenn nämlich für die ursprüngliche Qualität, nach der benannt werden soll, kein ursprüngliches Wort zur Verfügung steht. Die Potenz des Läufers oder Faustkämpfers mag auf einer physischen Qualität beruhen; aber wir haben keinen Namen für eine solche Qualität und können darum auch Läufer und Faust-

<sup>1</sup> *G. L. Muskens*, De vocis analogias significatione et usu apud Aristotelem (Groningen 1943).

<sup>2</sup> *J. Owens*, The Doctrine of Being in the Aristotelian Metaphysics (Toronto 1951).

<sup>3</sup> *H. Lyttkens*, The Analogy between God and the World. An Investigation of its Background and Interpretation of its Use by Thomas of Aquino (Uppsala 1952). – Im vorigen Jahrhundert haben *Trendelenburg* und *Brentano* die Frage in einer heute noch beachtenswerten Weise diskutiert.

kämpfer nicht danach benennen, sondern tun es von der Techne her, die sie erlernt haben. Auch der σπουδαῖος sei keine Paronymie, weil die ethische Qualität, die der sittlich Gute darstellt, im Griechischen mit einem Wort bezeichnet wird (ἀρετή), das im Wort σπουδαῖος nicht enthalten ist. So kann es zu keiner ptosis kommen. Worte wie ἀρεταῖος oder ἐνάρετος gebrauchen wir nicht, sagt später erklärend Porphyrios (Comm. in Arist. gr. IV, 1; 135, 19 f.).

Für den Philosophen ist hier am interessantesten die Wendung, daß alles Weiße weiß genannt werde nach der Weiße und alles Gerechte gerecht nach der Gerechtigkeit. Das ist zu einem Standardsatz für das Mittelalter geworden. Er wird laufend gebraucht, hat allerdings bei näherem Zusehen nicht immer die gleiche Bedeutung und kann mit recht verschiedener philosophischer Fracht beladen werden. Bei Eckhart, wo er besonders beliebt ist, wird er zu einem Leitmotiv seiner neuplatonischen Metaphysik. Die albedo ist dort ebenso wie die iustitia ein der Natur nach Früheres, ist ein Gründendes, ist Entfaltung ihrer selbst und noch des hinter ihr stehenden und in ihr sich entbergenden Seins überhaupt.

Das kann man für Aristoteles nicht sagen. Bei ihm hat die Paronymie noch einen recht nüchternen Charakter. Sie ist fast nur etwas Schematisches, ein Modell zur Bildung von Begriffswörtern im Interesse einer verschiedenen Seiendes einheitlich zusammenfassenden Prädikation. Jedenfalls scheint sich die Definition der Paronymie zu Beginn der Kategorienschrift zunächst nur auf sprachliche Dinge beziehen zu wollen. Von Benennungen mit Hilfe eines Wortes ist die Rede, dessen Endung variiert wird. Man sieht den sprachlichen Bezug besonders an den Ausfallserscheinungen: wenn kein Wort vorhanden ist, von dem man ausgehen kann, sei nichts zu machen. Was Kat. 8 bringt über die Abhängigkeit der ποιὰ von den ποιότητες, sieht etwas hintergründiger aus, weil mit der Kategorie der Qualität sich ein logisch-ontologischer Horizont auftut. Aber dann überwiegt auch sofort wieder die Frage der suppositio terminorum. Und wie die bis jetzt erwähnten Äußerungen des Aristoteles hat auch Phys. 245 b 11 zunächst und unmittelbar nur eine sprachliche Abwandlung im Sinn. Aber auch die Kommentare, Porphyrios, Ammonios, Simplicios, Olympiodor, gehen ex professo auf diese sprachliche Seite ein und belegen im Detail, wie sehr es immer auf den gemeinsamen Namen und auf die Differenz in der Endung ankomme: ἀνδρεία ende mit einem α, ἀνδρεῖος aber mit einem ος, während andererseits wieder γραμματική, wenn es eine Schreiberin meint, gegenüber der γραμματική, die Schreibkunst ist, keine Paronymie ausmache, weil die Verschiedenheit der Endung fehlt. Vieles von der Art wird breit vorgebracht.

Damit sind allerdings die Möglichkeiten noch nicht erschöpft. Aus der aristotelischen Definition selbst wird unmittelbar zwar nicht viel mehr ersichtlich, wohl aber zeigen die Kommentatoren, daß die nüchterne Definition reicher ist, als sie aussieht. Sie setzen sich mehrfach betont ab von einer Auffassung der ptosis, wie sie die Grammatiker vortragen. Diese sähen darin weiter nichts als die Deklination vom Nominativ zu Genitiv usw., während

der Philosoph auf der Änderung des Wortendes insistiere. Wieso soll damit mehr gesagt sein? Die Wendung leuchtet, so wie sie fällt, nicht unmittelbar ein, aber sie ist stereotyp und man merkt, daß sich dahinter etwas verbergen muß. Schon A m m o n i o s trägt sie vor (Comm. in Arist. gr. IV, 4; 23, 22–24) und bei O l y m p i o d o r kommt es dann heraus: Es handle sich bei der ganzen Frage um Semantik, aber nicht um eine nur grammatisch verstandene, die bloß den Wandel der Deklination beachte, sondern um eine Semantik, die den sachlichen Bedeutungswandel in den Blick nehme. Immer gehörten ja zum Wesen eines Paronyms vier Faktoren: Einheit (*κοινωνία*) und Differenz (*διαφορά*) in der Sache (*πράγμα*) und Einheit und Differenz im Namen (*ὄνομα*). Das sei das ganze Rätsel der aristotelischen Definition (Comm. in Arist. gr. XII, 1; 40, 15–31).

Damit, daß nun „Sachen“ (*πράγματα*) auftauchen, kommen wir aber nach der sprachlichen und der logisch semantischen Bedeutung der Paronymie noch auf eine metaphysische Schicht in diesem Begriff. Sir D. R o s s hat in seinem Kommentar zu Phys. 207 b 8–10 gesagt, daß die Lehre des Aristoteles über die Paronyma nicht recht befriedigend sei. Sie mische sprachliche und metaphysische Dinge. Aristoteles sei der Meinung, daß Adjektiva, die eine konkrete Qualität bezeichnen, bezogen auf ihre abstrakten Begriffswörter, Paronyma darstellten. Er könne aber damit doch kaum sagen wollen, daß die Adjektiva etymologische Ableitungen von Substantiva seien, *λευκός* eine etymologische Ableitung von *λευκότης*. Er hätte in Wirklichkeit mehr und Besseres gemeint, und zwar folgendes: Ein Wort ist paronym zu einem anderen, wenn 1) eine sprachliche Verbindung besteht, und wenn 2) letzteres die Bezeichnung ist für etwas metaphysisch Einfacheres und Fundamentaleres als das, was mit dem konkreten Eigenschaftswort gemeint ist. Wer von Aristoteles etwas versteht, wird Ross auch verstehen. Aber der Beleg aus den Texten ist schwer beizubringen.

Daß aber Ross tatsächlich das richtige Gespür hatte, zeigen wieder die Kommentare zu der Kategorienschrift. Schon P o r p h y r i o s deutet die aristotelischen Äußerungen über Äquivokation und Univokation nicht einfach nur sprachlich und terministisch, sondern stößt rasch auf seinsmäßige Zusammenhänge. Er vergleicht die Bedeutung der Äquivokation, Univokation und Paronymie mit den Axiomen, Postulaten und Distinktionen der Geometrie (Comm. in Arist. gr. IV, 1; 60, 6–11) und verweist insbesondere bei der Behandlung des Wesens (*φύσις*) der Paronymie – und bei den anderen ist es nicht anders – immer wieder auf die Sachen selbst (*πράγματα*); dort ereigne sich die Einheit bzw. Verschiedenheit (*κοινωνία* – *διαφορά*). Die Paronymie ist darum für die Kommentatoren nicht eine Frage nur der Einheit und Differenz nur in der Wort- und Namenssetzung. Man denkt in dieser Zeit noch nicht bloß terministisch, auch nicht bloß logisch, sondern immer zugleich ontologisch. Und darum werden unter den Faktoren der Paronymie neben den sprachlichen regelmäßig sofort die ontologischen aufgeführt. Die Frage nach dem Wesen der Paronymie und ihren Faktoren gehörte ja zum traditionellen Programm dieser Kommentare. Bei P o r p h y r i o s sind es drei solcher Faktoren: Die

Sache selbst, an der eine Bezeichnung teilhat (*πρᾶγμα, οὐ δεῖ μετέχειν*), das Wort, an dem die Bezeichnung ebenfalls teilhat, und schließlich die Änderung des Wortendes (*ἀνόματος μετασχηματισμός*) (Comm. in Arist. gr. IV, 1; 69, 33 f.). Ebenso bei *S i m p l i k i o s* (Comm. in Arist. gr. VIII; 37, 8 f.). *A m m o n i o s* zählt vier Faktoren auf, was aber faktisch auf dasselbe hinausläuft: Einheit (*ἰσωνία*) und Differenz (*διαφορά*) im Namen, und Einheit und Differenz in der Sache (Comm. in Arist. gr. IV, 4; 22, 21–23); ebenso sein Schüler *O l y m p i o d o r* (Comm. in Arist. gr. XII, 1; 38, 35 f.). Und dann ist für den metaphysischen Gehalt der Paronymie noch besonders wichtig und bezeichnend, daß man versucht, den terminus a quo der Benennung als ein *πρῶτον* zu verstehen (*Ammonios*, l. c. 72, 20), das ein der Natur nach Früheres ist und als solches das danach Benannte grundlegt. Es ist ein Verhältnis, das man nicht umkehren könne; denn Alexander gibt den Namen für *Alexandreia* her und nicht umgekehrt, sagt *S i m p l i k i o s* (Comm. in Arist. gr. VIII; 37, 31–34). Mit diesem der Natur nach Früheren tritt der metaphysische Gehalt der Paronymie ganz klar heraus, wobei durchaus offen bleibt, von welcher ontologischen Qualität das der Natur nach Frühere ist. Das ist eine Frage der Ausführung. Wichtiger ist die grundsätzliche Einordnung der ganzen Diskussion in die metaphysische Problematik überhaupt. Am deutlichsten hat sie *S i m p l i k i o s* ausgesprochen. Die Unterscheidung von *Homonyma*, *Synonyma* und *Paronyma*, meint er, betreffe nicht nur eine logische, sondern zugleich eine physische, ethische und theologische Problematik (Comm. in Arist. gr. VIII; 19, 1–3. Vgl. auch 37, 26–31).

Das waren nun aber alles nacharistotelische Interpretationen der Paronymie. Sie beweisen nicht, daß Aristoteles selbst auch schon so gedacht hat. Man kann in dem Gedankengut der Kommentatoren bereits Weiterbildungen erblicken. Man müßte sich dabei allerdings hüten, weil hier Neuplatoniker sprechen, von vorneherein und ohne nähere Untersuchung zu vermuten, daß eben im Ganzen die neuplatonische Metaphysik federführend gewesen sei. Wenn man die Texte selbst ansieht, kann man nämlich nicht finden, daß diese Metaphysik in dichten Schwaden auftritt. Sie steht gar nicht einmal im Vordergrund. Woran sich vielmehr die Gedankenentwicklung orientiert, ist etwas, was ich die logische Schematik der Paronymie heißen möchte. Dieses Schema überdeckt sich teilweise mit dem, was wir soeben als das Wesen der Paronymie antrafen. Im Grunde aber ist es etwas anderes, nämlich reine Form, nur Modell für die Gestaltung des Denkens und Sprechens, nicht mehr. Es ist noch nicht vorbelastet durch irgendeine Metaphysik. Das Schema ist vielmehr offen für eine Metaphysik, die das der Natur nach Frühere in der Idee finden möchte, wie auch für eine Metaphysik, die umgekehrt von der ersten Substanz aus das Übersinnliche erschließen will. Mehrfach wird diese letztere Richtung von den Kommentatoren eingeschlagen, z. B. von *D e x i p p o s* (Comm. in Arist. gr. IV, 2; 41, 18 f.) oder von *B o e t h i u s*, der sich zu dem Satz bekennt: „Alles, was uns durch die Sinneserfahrung zugänglich ist, ist uns bekannter als das, was durch die Sinne nicht erfaßt werden kann“ (In categ. Arist. III;

Migne lat. 64, 240). Der metaphysische Gehalt der Paronymie steht bei den Kommentatoren außer Zweifel, aber es scheint, daß zunächst und formal die Logik im Vordergrund stand. Es war eine Logik, die schon auf eine reiche Tradition zurückblicken konnte, bereits stark verschult war, wie man an den vielen Details, den stereotypen Begriffen, Lehrstücken und Fragen erkennen kann, eine Scholastik lange schon vor der Scholastik, aber eine Logik, die philosophische Dynamik genug besaß, um ständig und nicht nur hier und da im Begriff immer auch schon das Sein mitzufassen und die großen metaphysischen Probleme mitzudenken. Was sie wie von selbst dahin trug, war jenes zunächst rein formal empfundene Denk- und Sprechschema, das wir soeben schon erwähnten. Es barg den Keim für die ganze abendländische Metaphysik in sich, in ihren zwei großen Ausprägungen, der platonischen und aristotelischen, und auch wieder in ihrer wesentlichen Einheit. Dieses Schema ist nunmehr noch näher zu umreißen.

Folgende drei Elemente sind grundlegend für die logische Funktion, die in der Paronymie vorliegt: 1) die Tendenz, eine Benennung oder ein Begreifen von etwas her (*ἀπό τινος*) oder auf etwas hin (*πρός τι*) vorzunehmen. Das ist die Grundeinstellung und sie wird durchgehend festgehalten; besonders typisch bei P o r p h y r i o s (Comm. in Arist. gr. IV, 1; 133, 31 f.) oder bei S i m p l i k i o s (Comm. in Arist. gr. VIII; Index s. v. paronomazein oder paronymia); 2) die Tendenz, ein damit sich einstellendes Gemeinsames (*κοινόν τι*) zwischen dem, wovon her die Benennung kommt und dem, worauf sie angewendet wird, festzuhalten, was gewöhnlich als Teilhabe (Methexis, Metoche) des letzteren an ersterem verstanden wird; 3) die Tendenz, damit zugleich aber auch noch eine Differenz (*διαφορά*) zu fassen, wobei alles darauf ankommt, daß man sieht, wie Einheit und Differenz sich durchdringen und gegenseitig vermitteln: „Das nämlich, was aus etwas hervorgeht, muß damit notwendig eine Einheit bilden und sich gleichzeitig unterscheiden“ (O l y m p i o d o r, Comm. in Arist. gr. XII, 1; 40, 20 f.). Es sei dann so, daß die Einheit sich in der Benennung nach etwas (*προσηγορία*) zeige und die Differenz in der Ptoxis. Die drei Faktoren müssen also immer zusammensein und keiner darf fehlen, wenn ein Paronymon vorliegen soll. Das wird mit einer gewissen Pedanterie vorgetragen. Hinter dieser Hartnäckigkeit verbirgt sich wieder etwas Hintergründiges, und das ist die Erkenntnis, daß das Allgemeine und das Besondere in demselben sind, ohne dasselbe zu sein; es sich also nicht so verhält, wie die naive Lesart des Nominalismus sich dies vorstellt: hier die res und dort die essentia und zwischen ihnen eine Kluft, über die man nur hinwegkommt, wenn man diese oder jene Seite opfert. Die logische Analysis der *προσηγορία ἀπό τινος* hat die Kommentatoren der aristotelischen Kategorienschrift früh zu der Erkenntnis geführt, daß in der Paronymie eine Synthesis von Position und Negation vorliegt oder, modern ausgedrückt, eine Identität des Identischen und Nichtidentischen. Das Nachbenannte, sagt P o r p h y r i o s, ist nicht identisch mit dem, wovon her es benannt wird; der Grammatiker ist nicht ein Selbiges (*ταὐτόν*) mit der Grammatik (Comm. in Arist. gr. IV, 1;

113, 23), wie er auch umgekehrt nicht ein schlechthin davon Verschiedenes ist. Dazu dann *Ammonios* in aller Deutlichkeit: „So nimmt also der Philosoph das alles in einem zusammen; denn wenn er sagt ἀπό τινος, dann hat er damit in Hinsicht auf die Sache (πρᾶγμα) Einheit und Differenz zugleich aufscheinen lassen; denn wenn ein ἀπό τινος vorliegt, dann ist klar, daß daraufhin auch Einheit besteht; nachdem es sich aber überhaupt um ein Daraus-Hervorgehen handelt, ist auch wieder die Differenz evident; wäre diese nicht gegeben, dann könnte man nicht sagen „aus“ etwas, sondern es wäre noch die Sache selbst“ (Comm. in Arist. gr. IV, 4; 23, 16–19).

Bedenkt man, daß die Paronyma immer Konkreta sind, daß andererseits dabei in einer Einheit und Teilhabe wieder Abstrakta in das Denken des Konkreten eingehen, diese Abstrakta aber wiederum, wenn sie überhaupt gedacht werden wollen, schon von den Konkreta und ihren Differenzen mitbestimmt sind, daß also eines das andere mitbestimmt und es kein starres Nebeneinander, keinen Chorismos des Universale und des Einzeldinges gibt, dann sehen wir, wie die so nüchterne Schematik der Paronyma, die zunächst und unmittelbar im nur Logischen anhebt, unter der Hand zu einem eminent weittragenden Metaphysicum wird.

Das leuchtet noch mehr ein, wenn wir uns darüber klar werden, daß hinter dem Denkschema der Paronyma als einer *προσηγορία* nichts anderes steckt als das logische Gerüst der platonischen Ideenprädikation. Hier in der Ideenlehre ist jenes Denkschema zu Hause, das von einem ersten aus etwas anderes benennt, dadurch Einheit schafft, zugleich aber auch eine Differenz und eine Vielheit voraussetzt. Im 10. Buch des Staates bezeichnet es *Platon* als „seine gewohnte Weise“, je ein bestimmtes Eidos anzusetzen für viele Einzelne, auf die dann dieser Name des Eidos übertragen werde: εἶδος γὰρ πού τι ἐν ἑκαστον εἰώθαμεν τίθεσθαι περὶ ἕκαστα τὰ πολλὰ, οἷς ταῦτὸν ὄνομα ἐπιφέρομεν (596 a). Darauf hinschauend (βλέπων πρός) macht dann der Handwerker seinen Tisch und benennt ihn so (596 b). Ebenso spricht er *Phaid.* 102 b und *Parm.* 130 e und 133 d von der ἐπωνυμία und dem ἐπονυμάζειν von der Idee aus oder auf die Idee hin, an der damit die Teilhabe (Methexis) besteht. Daß mit der Methexis dann eine Einheit, ein κοινόν τι zustande kommt zwischen dem Einen und Vielen, dieser Sprachgebrauch Platons ist bekannt und braucht nicht belegt zu werden. Daß gleichzeitig aber auch die Differenz sich einstellt, wird impliziert und auch ausgesprochen in der klassischen Ideenformel von *Phaid.* 75 b: Alles will sein wie die Idee, vermag es aber nicht, sondern bleibt dahinter zurück, so daß damit eo ipso Vielheit und Differenz gesetzt werden.

Wo auch *Aristoteles* eine Benennung in Hinsicht auf ein Eines kennt, in seiner Pros-hen-Aussage (*Met.* 1061 a 11: ἐν τι καὶ κοινόν) ist es, wenigstens in der Form, immer noch das platonische Schema, was es gestattet, vieles einheitlich und verschieden zugleich zu denken und auszusprechen. Damit legt sich *Aristoteles* natürlich nicht auf die Ideenlehre fest, wohl aber benützt er sie als Modell für seine suppositio terminorum, was immerhin zu einigem Nachdenken Anlaß gibt.

Trotz allem haben wir nun aber für den historischen Aristoteles selbst und seine unmittelbare Auffassung von der Paronymie noch nicht viel ausmachen können. Immerhin, was mit der platonischen Lehre von der *ἑπωνυμία* vor ihm, und was mit der Lehre der neuplatonischen Kommentare über die Paronyma nach ihm kommt, kreist ihn wenigstens ein und steckt einigermaßen die Richtungen ab, in denen man den Sinn seiner Definition der Paronymie verfolgen und vielleicht aufspüren könnte.

### *Analogie*

Aber wie steht es nun mit einem möglichen Bezug der Paronymie zur Analogie? Oder wäre diese Frage noch schwieriger zu beantworten?

Es gibt da ein Bindeglied, das rasch greifbar ist, und Wesentliches zu sagen vermag. Das Bindeglied ist der Satz, daß die Analogie ein Mittleres ist zwischen Äquivokation und Univokation. Auch die Paronymie wird nämlich als ein Mittleres (*μέσον*) zwischen Homonymie und Synonymie bezeichnet. Das ist stehende Lehre. Bei *A m m o n i o s* ist es bereits so weit, daß es um Detailfragen dieser Mittelstellung geht. Er polemisiert nämlich gegen „einige“, die die Paronymie *g e n a u* in die Mitte stellen wollen, während er meint, daß sie näher bei der Synonymie als der Homonymie stehe. Mit der Synonymie sei das Paronymon deswegen mehr verwandt, weil für beide die Gemeinsamkeit in Name und Sache bezeichnend sei, wenn sie auch keine vollständige ist; während das Paronymon mit dem Homonymon nur in der Gemeinsamkeit des Namens zusammentreffe, und selbst da nicht ganz; hinsichtlich der Sache lägen die Dinge aber hier und dort überhaupt anders, weil es sich bei den Homonyma um lauter sachlich verschiedenen Begriffssinn handle, bei den Paronyma jedoch nicht (Comm. in Arist. gr. IV, 4; 23, 25–24, 12). Ebenso betonen *S i m p l i k i o s* (Comm. in Arist. gr. VIII; 37, 3 f.) und *O l y m p i o d o r* (XII, 1; 40, 7–13) ganz allgemein den Charakter der Paronyma als *μέσα* zwischen Äquivokation und Univokation.

So viel wäre also evident, daß Paronymie und Analogie in gleicher Weise ein Mittleres sind. Wir kommen ein gutes Stück voran, wenn wir uns nunmehr fragen, was der Inhalt dieses Mittleren ist, das in der Paronymie vorliegt. Den besten Aufschluß über diese Frage erhält man dort, wo die Kommentare über die Homonymie sprechen. Da erfahren wir nun – und die Lehre wird wieder mit aller Sicherheit vorgetragen –, daß die Paronyma deswegen ein Mittleres sind, weil sie eine Pros-hen-Aussage darstellen. Schon bei *P o r p h y r i o s* wird das gesagt. Er erläutert zunächst die Aph-henos-Aussage. Sie bestünde darin, daß man verschiedene Dinge von ein und demselben Sachverhalt her benennt (*ἀπό τινος ἑνὸς κοινῆν διαφόροις πράγμασιν προσηγορίαν γενέσθαι*), wenn man z. B., nachdem doch die *ιατρική* nur *e i n e* ist, auch ein Buch, ein Messer oder ein Heilmittel *ιατρικά* heißt, so daß zwar der Name gemeinsam (*κοινόν*) ist, der damit verbundene Begriffssinn (*λόγος*) aber jeweils ein anderer (Comm. in Arist. gr. IV, 1; 66, 2–11). Dann folgt die Pros-hen-Aus-



sage. Sie sei gegeben, wenn die Benennung in Hinsicht auf ein gemeinsames Ziel erfolgt; weil die Gesundheit das gemeinsame Ziel ist, heißt man gesund eine Nahrung, einen Spaziergang, ein Rezept (l. c. 66, 12–14). Und nun berichtet P o r p h y r i o s , daß „manche“ diesen Tropos mit dem vorhergehenden zusammenlegen als sachlich dasselbe und jetzt in einem Hendiadyoin von einer „Aph-henos-und-pros-hen-Aussage“ sprechen. Wieder andere aber möchten diese Aussage weder unter die Homonymie noch unter die Synonymie zählen, sondern sehen in ihr ein Mittleres zwischen beiden, weil verschiedene, unter sich differierende *ιατρικά* infolge einer Methexis am selben Logos (Gesundheit) gemeinsam (*κοινῶς*) benannt werden (l. c. 66, 17–21). Nachdem P o r p h y r i o s kurz vorher (60, 31–34) definiert hatte: Wenn gewisse von einander verschiedene Dinge irgendwie am selben Namen teilhaben, sich aber wieder unterscheiden hinsichtlich der Abwandlung ihrer Gestalt, dann heißt man diese Dinge Paronyma: *ἔταν τινα ἕτερα ὄντα ἀπὸ ἐτέρων γίνηται μετέχοντά πως καὶ τοῦ ὀνόματος καὶ τοῦ λόγου διαφέροντα δὲ τῷ μετασχηματισμῷ . . .* leuchtet ein, daß man die Aph-henos-und-pros-hen-Aussage in die Paronymie stecken konnte. Das war der *modus medius*. Dasselbe steht auch bei S i m p l i k i o s (Comm. in Arist. gr. VIII; 31, 22 ff.). Er bringt die übliche Einteilung der Homonyma in zufällige und absichtliche und unterscheidet dann letztere, auch wieder wie herkömmlich, in solche der Ähnlichkeit (*καθ' ὁμοιότητα*), der Analogie (*κατ' ἀναλογίαν*) und schließlich an dritter und vierter Stelle die Benennung *ἀπό τινος* bzw. *πρὸς ἕν τι*. Und dann erzählt auch er, daß einige Nummer drei und vier zusammenfassen in den einen Tropos „Aussagen von etwas her und zu etwas hin“ (l. c. 32, 12 f.; vgl. auch 74, 30). Wieder andere aber, und jetzt wird er etwas ausführlicher als Porphyrios, zählen diese Weisen weder unter die Homonyma noch unter die Synonyma, sondern betrachten sie als ein Mittleres zwischen beiden (*ἀμφοῖν μεταξύ*), weil eine gewisse Teilhabe an dem selben Logos vorliege (*ιατρική* bzw. *ὕγεια*) und nicht nur der Name gemeinsam ist, weswegen sie den Synonyma ähneln; während andererseits die Teilhabe am gemeinsamen Logos doch auch wieder keine ganz gleiche ist: nicht in der ganz gleichen Weise haben eine Medizin, ein ärztliches Messer oder ein Spaziergang an der *ιατρική* teil; weswegen man auch wieder nicht von Synonyma reden kann, sondern eine Ähnlichkeit zu den Homonyma feststellen müsse (l. c. 32, 13–19). S i m p l i k i o s hat diesen, in der Aph-henos- und pros-hen-Aussage bestehenden mittleren Tropos nicht Paronymie genannt; aber nach P o r p h y r i o s besteht kein Zweifel, daß die denominative Prädikation von dem Augenblick an, wo man sie nicht mehr unter die Homonyma bzw. Synonyma rechnete, oder wo man wenigstens ihre Sonderstellung sieht, als etwas Eigenes deklariert werden mußte. Bei A m m o n i o s und O l y m p i o d o r geschieht das dann auch. Ammonios spricht noch etwas unklar von *ὁμώνυμα* (καὶ) *ἀφ' οὗ παρώνυμα* (Comm. in Arist. gr. IV, 4; 21, 20), bei O l y m p i o d o r wird aber die ganze Frage deutlich gelöst: es gibt einerseits reine Homonyma und andererseits eine Homonymie aufgrund der „Aph-hou-Paronymie“; was wieder zweifach auftreten kann: entweder infolge einer

Benennung nach der Ursache, die etwas schuf, wenn z. B. die Heilkunde ein ärztliches Messer oder ein Lehrbuch schuf und dann diese Dinge auch *ιατρικά* genannt werden; oder infolge einer Zweckbeziehung auf etwas hin, wenn Nahrung, Medizin, Trunk usw. gesund heißen, weil sie die Gesundheit zum Ziele haben. Die beiden Fälle seien aber nichts anderes als die *ἀφ' ἐνὸς καὶ πρὸς ἓν προσήγορία* „So sind also diese unter sich homonym, aufgrund des *ἀφ' οὗ* aber paronym“ (Comm. in Arist. gr. XIII, 1; 34, 20–31).

So hat sich also gezeigt, daß in der nacharistotelischen Logik die denominative Prädikation der Pros-hen-Aussage in die Paronymie hineingewandert ist. Daß es bei Aristoteles selbst schon so gewesen sei, ist bis jetzt nicht bewiesen; es liegt aber nahe, wenn man die logische Schematik bedenkt, die seiner Paronymie zugrunde liegt und in der Definition der Paronymie zum Ausdruck kommt, und wenn man sich noch dazu überlegt, wieso die Kommentatoren zur Kategorienschrift entwickeln konnten, was sie entwickelt haben. Boethius war im Recht, wenn er die paronyma mit denominativa wiedergegeben hat.

Philosophiegeschichtlich bedeutet dies, daß auf einem indirekten Wege, dem Wege über die Logik, das Teilhabedenken in die mittelalterliche Philosophie hineingetragen wurde, was sich nachhaltiger auswirkte, als eine direkte prinzipiell-metaphysische Stellungnahme zu diesem Denken; denn die Logik und ihre Denkformen waren das allgemeine Organon, das jeden irgendwie beeinflußte. Man braucht nur bei Boethius in seinem Kategorien-Kommentar die Erklärung der Qualität nachzulesen (Lib. III; Migne lat. 64, 239 ff.), um sich zu überzeugen, wie rasch man mit diesem Schema von der Logik in die Metaphysik hinüberspringen kann. Kaum war davon gesprochen worden, daß Qualitatives nach der Qualität benannt wird, als auch schon das der Natur nach Frühere und Bekanntere gerufen wird und die Überlegung bei dem großen metaphysischen Thema des Aufstieges aus dem Sinnlichen in das Übersinnliche landet. Natürlich stellt sich auch das hierher gehörende Beispiel von albus und albedo ein (Migne lat. 64, 240).

Aber ob das alles, die denominative Prädikation oder wenigstens die Paronymie, auch Analogie hieß, darüber konnten wir bis jetzt nichts ausmachen. Aristoteles hat es nicht getan, und auch für die nacharistotelische Logik in den neuplatonischen Kommentaren zur Kategorienschrift konnten wir darüber bis jetzt auch nichts finden. Doch da gilt es nun, etwas umsichtiger zuzupacken: Was den *reinen Terminus* Analogie angeht, konnten wir nichts nachweisen, weder als Bezeichnung für die Pros-hen-Aussage, noch als solche für die Paronymie, so wie wir etwa zeigen konnten, daß die Pros-hen-Aussage in aller Form, sachlich und terminologisch, mit der Paronymie identifiziert wurde.

Allein, was in der Terminologie noch nicht direkt formuliert ist, liegt in diesen Kommentaren in der Sache und de facto, so kann man ruhig sagen, gradezu in der Luft, und wenigstens über ein Bindeglied, über die Metapher, wird auch förmlich von Analogie gesprochen. Was später im Mittelalter Analogie heißen wird, ist eine Zusammenfassung des Wesentlichen aus den detail-

lierten Erörterungen über die Tropoi der Prädikation. Die Tropoi kreisten alle um einen Begriff, der ständig verwendet wird, ausgesprochen und manchmal auch unausgesprochen, den Begriff der Ähnlichkeit (*ὁμοιότης*). Die Ähnlichkeit ist nicht nur einer unter den verschiedenen modi der Homonymie, gewöhnlich an erster Stelle aufgeführt, sondern er beherrscht die ganze Prädikation. Dieser Begriff der Ähnlichkeit bildet auch den Kern der mittelalterlichen Analogie. Man sehe sich nur an, wie Thomas De ver. II, 11, obgleich er sich gerade da auf die viergliedrige Analogie festlegt, die ja formell eine Identitätsaussage ist, doch mit der Ähnlichkeit anfängt (si non esset aliqua convenientia . . . non esset creaturarum similitudo) und wie er damit aufhört (Responsiones). Die Kommentatoren haben aber diesen alles tragenden Begriff nicht so pauschal benannt, so daß sie einfach nur von Analogie gesprochen hätten, sondern haben die ganze Prädikation aufgeteilt in viele detaillierte Tropoi. Ihre Tätigkeit war seit langem stark verschult, sie fühlten sich als Fachleute und wollten Spezialarbeit leisten und stellten darum die modi genauer heraus. Daher das Auseinandernehmen der einen Ähnlichkeit in die verschiedenen Tropoi mit den zahllosen typischen und gut gezielten Beispielen, wo es dann geschehen kann, daß man vor lauter modi die gemeinsame, die ganze Prädikation tragende Sache, die Ähnlichkeit, nicht mehr sieht. Dieser Kern trat aber in die Erscheinung mit dem Begriff der Metapher. Und diese Metapher hieß, wie wir sogleich sehen werden, Analogie. Läßt sich also zeigen, daß die Metapher die denominative Prädikation einschließt, dann steht fest, daß nicht erst seit einem Araber, vielleicht seit Avicenna, wie Lyttkens vermutet, die Proshen-Aussage Analogia heißt, sondern schon zur Zeit der neuplatonischen Kommentatoren.

Daß die Metapher die denominative Prädikation nun faktisch einschließt, ist nachweisbar. Nach Porphyrios ist die Metapher allerdings eine Sache für sich. Wenn man auf etwas, was schon einen Namen hat, einen anderen Namen überträgt, dann sei das, und nur das, Metapher, meint er; wenn man z. B. den Unterteil eines Berges, der schon einen Namen hat (*ὄψωρεα*), jetzt auch noch „Fuß des Berges“ heißt, wie das die Dichter tun, dann sei das die richtige Metapher. Wenn man aber, was Stuhl und Tisch trägt, Fuß heißt, dann sei das die analogische Homonymie, denn diese Dinge hätten keinen anderen Namen. Viele jedoch, darunter Attikos, erzählt er dann, hätten die Metapher mit der analogischen Homonymie zusammengeworfen und von einem *ὁμώνυμον κατὰ μεταφορὰν καὶ κατ' ἀναλογίαν* gesprochen (Comm. in Arist. gr. IV, 1; 66, 34–67, 2). Das gleiche erzählt Simplicios (Comm. in Arist. gr. VIII; 32, 19–33, 11). Porphyrios hält diese Identifizierung für einen Irrtum, aber sein Bericht ist uns ein wichtiges ideengeschichtliches Zeugnis. Wir sehen daraus, wie von vielen schon vor Porphyrios die Proshen-Aussage Analogie geheißen wurde. Denn daß die Benennung dessen, was Stuhl und Tisch trägt, eine solche Aussage ist, liegt auf der Hand. Porphyrios ist dagegen, daß man so etwas Metapher heißt, aber sein Einspruch verrät mehr Hartnäckigkeit als sachliche Richtigkeit; denn die metaphorischen Benennungen geschehen doch nicht willkürlich, sondern weil eben irgendeine Ähnlichkeit ge-

sehen wird zwischen dem ursprünglichen Begriff und dem Gegenstand, auf den er übertragen wird. Das aber ist genau der Fall der ἀφ' ἐνὸς προσηγορία. Simplicios, der die Metapher wie Porphyrios definiert, fragt sich darum auch, ob nicht auch hier eine Ähnlichkeit vorliege. Es ist die Ähnlichkeit, die die ganze Pros-hen-und-Aph-henos-Aussage beherrscht und dazu auch noch die beiden anderen modi der Homonymie. Davon heißt die erstere sowieso Homonymie καθ' ὁμοίτητα; die zweite, es ist die viergliedrige Analogie, das ὁμώνυμον κατ' ἀναλογίαν, im engeren Sinn, ist der Form nach eine Identitätsaussage, setzt aber auch die Ähnlichkeits-Analogie voraus, wenn sie in Gang kommen soll. (Über das Verhältnis der viergliedrigen Analogie zur Ähnlichkeitsanalogie muß eigens gehandelt werden, weil es sich hier um ein begriffsgeschichtlich interessantes Mißverständnis handelt.) Bei Olympiodor wird darum nicht mehr lange Federlesens gemacht und kurzerhand erklärt: „Es ist aber die Metapher, wie Themistios sagt, einfach Analogie (σύντομος ἀναλογία) und damit hat er recht“ (Comm. in Arist. gr. XII, 1; 35, 4–8)<sup>4</sup>.

Daß wir nun aber nicht nur terminologisch, sondern auch problemgeschichtlich an der rechten Stelle angekommen sind, ersehen wir aus Dexippos. Er bringt nach der Erwähnung der Homonymie und der Synonymie an dritter Stelle die Unterscheidung einer „eigentlichen“ und einer „metaphorischen“ Aussage (ἢ τοῦ μὲν κυρίως τοῦ δὲ κατὰ μεταφορὰν . . . μετέχει (Com. in Arist. gr. IV, 2; 41, 20 f.). Es ist, unter Bezug auf Aristoteles, Metaph. A die Rede von der obersten Substanz, auf die Aristoteles alle anderen Substanzen zurückgeführt habe. Sie sei ein νοητὸν und als solches auch ein ἄρρητον. Und nun heißt es bezeichnenderweise: „Von dem, was unsagbar und nur denkbar ist, gibt es aber bei Aristoteles nur dadurch eine Aussage, daß er den Namen οὐσία aus dem Bereich der Erfahrung nimmt und ihn dann in Hinsicht auf das nur Denkbare metaphorisch und analogisch gebraucht“ (l. c. 41, 18 f.). Es folgt eine Erklärung von Homonymie und Synonymie und dann wird die dritte Form der Prädikation erläutert und eine entsprechende Anwendung gemacht: „Schlechthin bzw. metaphorisch sagen wir etwas aus, wenn wir z. B. unseren menschlichen Fuß Fuß heißen und auch den unteren Teil der Berge; denn da es sich um Unsagbares handelt, gebraucht Aristoteles den Namen Ousia metaphorisch, indem er von den sinnlichen, für uns faßbaren Dingen her das uns nicht Faßbare erkennt. Wie nämlich der Substanzbegriff hinsichtlich der ersten, nur denkbaren Substanz homonym ist, und nur durch die Analogie einen Sinn bekommt . . .“ (l. c. 41, 24–29).

Wir erinnern uns, wenn wir das bei Dexippos lesen, an das oben von Boethius Gesagte. Auch er geriet in diesem Zusammenhang eo ipso auf das metaphysische Problem schlechthin, das Verhältnis des mundus sensibilis zum mundus intelligibilis. Diese Problematik wurde also schon von den Alexandrinern mit Hilfe des Analogiebegriffs zu lösen versucht. Es wanderte dort nicht nur die Pros-hen-Aussage in die Paronymie hinein, sondern die denominative Prädikation wurde hier schon und nicht erst im 11. Jahrhundert

<sup>4</sup> Wo das Themistios gesagt haben soll, konnte ich nicht finden.

Analogie geheißen, ja auch bei P o r p h y r i o s und schon vor ihm war es bereits so gewesen.

Wie oben schon, muß auch hier wieder für Aristoteles selbst gesagt werden, daß für ihn unmittelbar damit nichts gefunden wurde. Aber wir sind mit dem Analogiebegriff ihm sachlich und terminologisch ein Stück näher gerückt.